Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 122. Bromberg, den 1. August 1925.

Diethelm von Buchenberg.

Von **Berthold Auerbach.**

(13. Fortsetzung.)

Martha preßte die gefalteten Hände wie zu einem Dankgebet zusammen, als ihr der Amtmann die schönmenschliche Gesetzesbestimmung erklärte, daß ein Angehöriger keinen Zeugeneid zu leisten habe und es überhaupt seinem Belieben anheimgestellt sei, Zeugnis abzulegen oder zu verweigern. Martha erklärte sich für ersteres, teils in der Hoffnung, ihrem Manne zu nützen, teils auch, weil sie den Mut nicht hatte, ohne Red' und Antwort das bestellte Gericht zu verlassen.

Martha war so offenbar ein Bild des aufrichtigen Jammers, daß der Richter sie nicht mit verwickelten Fragen quälen wollte. Sie konnte mit Fug beteuern, daß sie von der Handelschaft ihres Mannes fast gar keine Einsicht hatte, und als auf ihren Ehezwist wegen der Großtuerei und Verschwendung Diethelms die Rede kam, glaubte sie, daß Gott es ihr verzeihen müsse, wenn sie das nicht unter die Welt kommen lasse; sie bestritt daher jeden ehelichen Zwist und lobte ihren Mann aus Herzensgrund. Der Richter ging bald hiervon ab und fragte:

„Ist nie zwischen Euch und Eurem Mann davon die Rede gewesen, daß er brandstiften will?"

Martha war's, als schlügen ihr Flammen ins Gesicht. Was sollte sie darauf antworten? Zwar hatte damals am Versicherungstage Diethelm die Sonne zum Zeugen angerufen, daß sie ihn nie mehr erwärmen solle, wenn er einen solchen Gedanken habe, aber wenn sie das bekannte, wer weiß, was daraus gemacht wird? Aber sie hat doch versprochen, die Wahrheit zu bekennen. Zweimal ließ sich Martha die Frage wiederholen, und schon stand ihr das Bekenntnis auf der Zunge, aber sie schluckte die Worte hinab, und matt die Hände in den Schoß sinken lassend, sagte sie:

„Nein, nie, niemals."

Über Medard befragt, erklärte sie, daß er ihrem Mann schon lange gram war, weil er ihm manchmal im Zorn das Zuchthaus vorgeworfen, und der Medard sei ohnedies aufsätzig gegen den Meister gewesen, weil er seinen Bruder, den er lieb hatte wie sein eigen Kind, nicht vom Militär losgekauft habe; gegen sie aber sei er immer gut gewesen, er habe zwar manchmal Veruntreuungen gemacht, aber die könnten einmal die Schäfer nicht lassen. Martha unterschrieb das Protokoll und wankte hinaus zu ihrer Tochter. Im Amthause sprach sie kein Wort mehr, auf der Straße aber sagte sie:

„Das sind Seelenverderber, die Amtleute, da droben haben sie mir das Herz ausgeschnitten."

Fränz suchte die ungemein erregte Mutter zu beruhigen, so gut sie konnte, aber noch im Schlafe schrie Martha oft wild auf und warf sich im Bette hin und her.

Diethelm war indes mit triumphierendem Stolz in sein Gefängnis zurückgekehrt. Von aller Untat war keine Erinnerung in ihm; er gedachte nur seines Sieges, wie es ihm gelungen war, sich so hinzustellen, daß der Richter ihm fast Abbitte tun mußte. Seine Verteidigung war nun festgegründet, dort stand sie verzeichnet und konnte nicht mehr ausgelöscht werden. Diethelm freute sich über sich selbst, er hatte gar nicht gewußt und erst jetzt erfahren, welch eine Macht ihm innewohnte. Du wärst ein großer Mann geworden, sagte er sich, wenn du auf dem rechten Platz stündest, es haben andere schon viel Ärgeres getan und sind doch ruhmvoll durch die Welt gegangen. Jetzt fang' ich das Leben von vorn an. Ich will ihnen zeigen, wer der Diethelm ist.

Der Amtsdiener, der das Gewünschte Diethelm übergab, freute sich ob seines Frohmutes und erklärte schlau:

„Ich hab' Euch nur wie einen gemeinen Verbrecher behandelt, damit man kein Mißtrauen in mich haben soll, weil wir so nah verwandt werden. Ich hab's wohl gewußt, daß Ihr ein unschuldiger Ehrenmann seid, auf den wir stolz sein können. Im Gesicht vom Amtsrichter ist deutlich geschrieben gestanden: der ist freigesprochen. Es kann noch ein paar Tage dauern, aber gewiß ist's, da verlaßt Euch darauf. Ich versteh' das."

Wie nach einer vollbrachten Großtat streckte sich Diethelm auf die Pritsche, er befahl noch, tüchtig einzuheizen, denn es fror ihn noch immer so mörderlich; wollte ihm auch manchmal ein Gedanke dessen kommen, was er getan, er verscheuchte ihn und schlief ruhig ein.

Tief in der Nacht aber wurde er aufgeweckt und im Scheine einer Blendlaterne standen zwei Männer vor ihm.

Neunzehntes Kapitel.

Diethelm hatte dem jungen Kübler gesagt, er möge den Vetter Waldhornwirt nach der Stadt entbieten, damit er die Pferde hole. Das konnte offenbar nichts als ein versteckter Auftrag sein, der eigentlich hieß: Mach, daß ich den Vetter so bald als möglich hier habe und spreche. Mit fröhlicher Eilfertigkeit — denn es liegt im Hilfebringen für einen Leidenden oft eine Fröhlichkeit — eilte der junge Kübler selbst nach Buchenberg und unterwegs lächelte er oft vor sich hin, indem er überdachte, wie klug er doch sei, daß er solche vermummte Gedanken erkenne, und wie ihn Diethelm darob loben müsse. Natürlich vergaß er dabei auch nicht, wie vielen Dank ihm Diethelm dadurch schuldig werde, und das war ein Kapital. das gute Zinsen trägt. In Buchenberg war schon alles zur Ruhe gegangen; nur bei der Brandstätte, von der noch immer ein zum Ersticken übelriechender Rauch aufstieg, wandelten einige Wachhaltende hin und her. Der Vetter Waldhornwirt mußte aus dem Schlaf geweckt werden und unter Verwünschungen machte er sich endlich bereit, mit Kübler nach der Stadt zu fahren. Erst draußen vor dem Dorfe hängten sie dem Pferde das Rollengeschirr* um und fuhren dann mühselig und verdrossen nach der Stadt, wo sie erst gegen Morgen ankamen. Der junge Kübler zog seinem Vater die Gefängnisschlüssel unter dem Kopfkissen weg, führte den Waldhornwirt die Treppe hinauf, öffnete die Zelle Diethelms, und jetzt standen beide vor dem grimmig Fluchenden, der sie nicht alsbald erkannte. Als sie sich zu erkennen gaben und Kübler triumphierend berichtete, daß er nach den Andeutungen Diethelms den Vetter geholt habe, rieb sich Diethelm mehrmals die Stirn und fuhr dann zornig auf:

„Verfluchtes blitzdummes Getue! Kübler, was habt Ihr gemacht? Ihr bringt mich nur in neue Ungelegenheiten. Ich bin freigesprochen, alles liegt sonnenklar am Tag und jetzt, wenn's herauskommt, und es kommt gewiß heraus, daß Ihr meinen Vetter zu mir gebracht habt, wird das wieder einen Verdacht auf mich werfen, und es geht neu ans Protokollieren und ich kann noch Tage und Wochen da hocken müssen und Euer Vater kann seinen Dienst verlieren. Aber mich geht's nichts an, und wenn's darauf ankommt, ich kann's

---

* mit Schellen besetztes Geschirr.

nicht anders machen, ich kann's beschwören und ich tu's, daß ich Euch das nicht angelernt und nichts davon gewollt hab'."

Der junge Kübler stand wie vom Blitz getroffen, er hatte mit Klugheit Dank und Lohn zu erwerben geglaubt und mußte sich nun ausschelten lassen und fast noch bitten, daß man ihn nicht verrate.

Diethelm rieb sich vergnügt die Hände, er war stolz auf sich, mitten aus dem Schlaf geweckt, hatte er seine Besinnung behalten und gegen zwei Menschen, deren er bedurfte, sich so gestellt, daß sie ihm dienen mußten, ohne ihn dafür irgendwie in der Hand zu haben. Es durfte niemand geben, der nicht an seine Unschuld glaubte oder gar Grund und Beweis gegen ihn habe; dürfte das sein, so wäre ja alles mit Medard umsonst . . . Einlenkend reichte er nun dem Vetter die Hand und sagte:

„Tut mir leid, daß du dir so viel unnötigen Brast * machst, und Ihr habt's auch gut gemeint, Kübler, das weiß ich wohl und bin auch erkenntlich dafür, wenn ich's auch nicht brauch'. Ich mein', Vetter, es wär' am besten, wir reden gar nichts, ich hab' dir ja nichts zu sagen und du kannst ruhig vor Gericht auslegen, was du weißt."

Der junge Kübler beteuerte wiederholt seine Wohlmeinenheit und der Vetter sagte:

„Ja, ich kann mich mit Teufels Gewalt aber nicht mehr besinnen, was Ihr zu dem Buben gesagt habt."

„Kann mir's denken", lachte Diethelm, „wenn du von deinem Uhlbacher Ferndigen** trinkst, vergißt du leicht, daß du Frau und Kinder daheim hast, geschweige was anderes, und dann hast noch Kirschengeist darauf gesetzt, das tut nie gut. Laß mir aber von deinem Uhlbacher noch was übrig, bis ich heimkomm', und da der Kübler muß in Buchenberg Hochzeit machen, ich zahl' alles und da trinken wir das Faß voll aus. Ja, was hab' ich sagen wollen? Ich hab's ganz vergessen."

„Von wegen dem Buben", bedeutete der Vetter.

„Richtig", nahm Diethelm unbefangen auf, „besinn dich nur, du mußt noch wissen, daß ich dem Buben deutlich gesagt hab', der alt' Schäferle soll zu seinem Medard 'naufgehen, er müss' daheim bleiben und leide an seinem Beinbruch."

„Vom Beinbruch, ja, das erinner' ich mich, das hab' ich deutlich gehört, guck, das fällt mir jetzt ein, das ist das Wahrzeichen", frohlockte der Vetter und rieb sich immer die linke Seite der Stirne, als weckte er ein Organ der Erinnerung.

Diethelm lächelte in sich hinein, daß der Vetter gerade dessen sich erinnerte, was er erst vor Gericht zu seinem eigenen Schrecken noch hinzugesetzt; er fuhr aber leichthin fort:

„Dann wirst du dich auch an alles andere erinnern und daß ich mein' Fränz hab' holen wollen, damit mein' Frau nicht so allein ist, wenn ihr Stieftochter stirbt; aber ich brauch' dir ja nichts sagen, du weißt alles allein und sag du's nur frei."

So fuhr Diethelm fort und wußte nach und nach in der harmlosesten Weise dem Trompeter sein Stücklein auf Noten zu setzen, daß es eine Art hatte.

Der junge Kübler drängte zur Trennung, da es Tag zu werden begann. Diethelm reichte beiden wohlgemut die Hand und der Vetter entschuldigte sich noch, daß er sich nicht gleich auf alles besonnen habe; der Schrecken beim Brand habe ihm alles weggescheucht, aber jetzt wisse er jedes Wort. Diethelm sah dem Vetter scharf ins Gesicht, um zu erkunden, ob ihn der ausgefeimte Schelm nicht verhöhne, aber der Vetter sah in der Tat mitleidig und treuherzig drein. Als die beiden fort waren, streckte Diethelm die Zunge hinter ihnen heraus und sprach dann in sich hinein: Neun Zehntel der Menschen sind nichts als Hunde und Papageien, sie reden und tun, wie man sie's anlernt, und schwören dann Stein und Bein, daß das aus ihnen selber käm'. Alle, die oben dran sind und über andere herrschen, verstehen nur die Kunst, die Menschen glauben zu machen, was ihnen gut dünkt, und je mehr das einer vermag, um so größer ist er und führt die Welt am Narrenseil herum.

Mit einem erhabenen Heldengefühle legte sich Diethelm abermals zum Morgenschlafe nieder. Als die Stadtzinkenisten wieder bliesen, suchte er sich zu bereden, daß das eine Musik zu seiner Unterhaltung sei, und pfiff unausgesetzt ihre Melodien nach.

Diethelm glaubte schon am heutigen Tag freigelassen zu werden, aber vergebens. Er wurde nachmittags noch einmal zum Verhör geführt, der Trompeter hatte richtig sein Stücklein getreu abgespielt, aber es war doch ein Ton darin, der Diethelm noch viel zu schaffen machte, nämlich die Kunde von seinem heftigen Weinen bei der Nachricht vom Tode der Stieftochter und seine rasche, unmotivierte Umkehr. Diethelm hatte hieran wohl gedacht und hätte dem Vetter gern Weisung gegeben, aber er wußte nicht, wie er das verdachtlos bewerkstelligen sollte, und hoffte auch, daß davon gar keine Rede sein würde. Anfangs schwankend, dann aber immer sicherer erklärte Diethelm, daß er den Tod seiner Stieftochter nicht so bald erwartet habe und nun heimgeeilt sei, um seine Frau nicht ganz allein zu lassen und die Fränz später holen zu lassen. Befragt, warum er dann nicht nach dem Kohlenhof gefahren sei, erklärte er zuerst: er habe sich das nicht so klar gemacht, er sei vom Schreck zu sehr ergriffen gewesen; dann aber setzte er hinzu, er habe erwartet, seine Frau sei gleich nach dem Tode heimgekehrt, und er habe sie dort trösten wollen. Weiter befragt, wie es komme, daß der Tod seiner Stieftochter ihn so furchtbar ergreife, sah er eine Weile vor sich nieder, dann erhob er sein Antlitz und sagte:

„Ich hätt' nicht geglaubt, daß man mich das fragen darf, aber ich seh schon, wer einmal, und sei er noch so unschuldig, in Verdacht steht, muß auf alles antworten. Nun denn, so sei's" er atmete tief auf und fuhr dann fort: „So wisset denn . . . ich hab vor zweiundzwanzig Jahren mein Stieftochter gern gehabt und hab sie heiraten wollen, aber mein Frau hat's nicht zugegeben und hat mich lieber selbst genommen."

(Fortsetzung folgt.)

* große, widerwärtige Mühe.
** Vorjährigen.

Das Abenteuer.

Von Paul Busson.

Nie hatte es etwas Wundervolleres gegeben als das Faltboot, das sich der Student Gert Eisenlohr kaufte, und selten wohl war ein Traum der Sehnsucht jemand so in Erfüllung gegangen wie ihm.

Es ist gewiß keine Kunst, sich so ein gebrechliches Ding aus wasserdichtem Leinen und Holzspreizen zu kaufen, wenn man nämlich das zum Ankauf nötige Geld besitzt. Wenn man aber nichts hat, dann sieht die Sache anders aus. Aber das war ja schließlich gleichgültig und niemand konnte es dem kleinen, graugrünen Boot ansehen, daß es erdarbt war, erbettelt zum Teil, daß in einem mageren Leben zweier Studienjahre auch die bescheidenste Annehmlichkeit entbehrt werden mußte, damit der seltsam hartnäckige Wunsch Erfüllung fände. Und es hätte noch gute Weile damit gehabt, wenn nicht ein wohlhabender Verwandter, der zu Besuch kam, eine größere Summe zur Verbesserung der armseligen Lebensverhältnisse des studierenden Neffen gespendet hätte. Er ahnte nicht, daß es für die Jugend wichtigere Dinge gibt als Essen und Trinken.

Das Boot lag auf dem grünen Wasser eines Flußarmes, und Gert konnte sich an ihm nicht sattsehen und nicht genug bekommen an der Vorfreude. Sonntagsglocken läuteten, im Stromstrich tutete ein großer Dampfer mit wehender Rauchfahne und bunter Menschenfracht, und auf den Straßen knatterten Kraftwagen. Möwen wehten wie wirbelnde weiße Fetzen über den Strom und die Bäume der Auen rauschten mit grünem Laub. Es gab keine Seligkeit, die dem bewundernden Betrachten des eigenen Fahrzeugs gleichkam.

Endlich stieg er ein und begann mit dem hellgelben blanken Paddelruder das Boot zu bewegen. Leicht und mühelos glitt es durch das tiefgrüne Wasser. — Ungeheure Lebensfreude stieg in ihm auf.

Dort, wo der tote Arm in den Strom mündete und heller Sand sich flach und weit erstreckte, war das vornehme Bad für die Menge zu teuer mit seinen Strandkörben und Konditoreien. Immerhin gab es Leute genug, die sich den Luxus gönnen konnten. Junge Mädchen und Frauen in farbigen Seidentrikots belebten den Strand und die seichte Flut am Ufer, beleibte Herren lagen wie rauchende Schildkröten in der Sonne, jüngere und schlankere, bronzebraun gebrannt, riefen anmutige Schreie und helles Lachen hervor. Ein Kellner in weißer Jacke trug auf blitzenden Schüsselchen rotes und gelbes Eis unter die Fröhlichen.

Gert schwebte an dem allen langsam vorbei. Für ihn war kein Platz in dieser Welt oberflächlicher Glückseligkeit, und er hätte auch mit keinem der Männer, die sich da mit selbstverständlicher Sicherheit bewegten, getauscht. Diese Mädchen und Frauen, die dem hageren jungen Menschen in seinem unscheinbaren Wasserfahrzeug ihre sonnenübergoldeten, lachenden Gesichter zuwandten, waren fast alle hübsch, und es wäre köstlich gewesen, eine einzige unter ihnen zu wissen, die eine winzige Spur von Freundschaft für ihn gehabt hätte. Aber es fragte wohl keine danach, wer der Ruderer sei, der da langsam und zögernd vorüberfuhr. Sein Blick umfaßte den ganzen Platz mit den zierlichen strohgeflochtenen Häuschen, dem blanken Gerät des Erfrischungszeltes, den vielen Kraftwagen, die draußen warteten, sein Ohr trank das lustige Lachen, die Zurufe und Scherze dieser fremden und verfeinerten Welt, aber in seinem Herzen war keine Bitternis. Völlig wunschlos, mit ein wenig Neugierde

sah er auf das farbige, bewegte Treiben des Bades und freute sich tief auf sein einfaches Frühstück irgendwo an einem verborgenen und schattigen Uferplatz, unerreichbar und ewig unbekannt denen, die da Wasser und helle Sonne genossen.

Aber als er an den letzten Strandkörben vorüberkam und die durch Sträucher den Badenden verborgene Kehrseite des schönen Bades sah, einen eklen Abfallhaufen, ließ ihn ein Schrei der Todesangst zusammenfahren. Auf dem Sand war plötzlich ein Aufspringen und Rufen, Verwirrung des Schreckens und Durcheinander wilder Aufregung. Er wandte das Boot mit einem Ruderschlag, sah weit draußen im Fluß eine rote Frauenhaube, ein bleiches unkenntliches Gesicht. Der Kopf tauchte unter, erschien noch einmal, noch einmal klagte eine halberstickte Mädchenstimme. Die rote Haube versank. Ein einziger Schrei kam vom Strand her, zwei Männer in gestreiften Ruderleibchen mühten sich, einen Kahn von verrosteter Kette zu lösen. — Mit raschen Schlägen, ohne klare Besinnung, trieb Gert das Boot der Stelle zu, wo die rote Haube versunken war, warf den Leinenrock, die leichten Schuhe ab und sprang ins Wasser. Er mußte tauchen, sah im trübgrünlichen Licht unter Wasser die rote Haube, weiße Glieder und faßte zu. Irgendwo war ein Hindernis, ein weggeschwemmtes großes Fischernetz schien es zu sein, das am Grunde festhing und in das sich der Fuß der Badenden verwickelt hatte. Mit aller Kraft zog er an dem schlaffen Arm der Bewußtlosen, indes es vor Luftmangel in seinen Ohren brauste. Es gelang. Er tauchte auf, das Mädchen mit sich ziehend, und das erste, was ihn traf, war außer dem blendenden Licht ein vielstimmiger Freudenschrei vom Ufer her. Das plumpe Rettungsboot war endlich flott geworden, wie wahnsinnig arbeiteten die Badediener. Hände griffen nach ihm und seiner Last, zogen ihn und das Mädchen ins Boot.

Schwer atmend von der großen Anstrengung sah er sie an. Sein Herzschlag setzte aus. Nie im Leben hatte er ein so süßes, blasses Gesicht, so rotgoldene Haare gesehen, nie so deutlich die Formen eines schönen, jungen Frauenkörpers erkannt, wie diese unter dem nassen, anliegenden Seidenzeug. Noch bevor die kurze Strecke zum Ufer zurückgelegt war, kam das Mädchen wieder zum Bewußtsein, zog die kleine Nase kraus, nieste und sah erstaunt um sich.

„Der Herr da —", sagte der eine Ruderer und zeigte mit dem Kinn auf Gert.

„Ich danke Ihnen," sagte sie und hustete dann, „aber ich glaube, ich wäre doch noch losgekommen von den Wasserpflanzen." — „Es war ein Netz —," stammelte Gert, „Sie hatten sich mit den Füßen verwickelt." Unwillig hörte er, wie der eine der beiden Männer auflachte und halblaut zum anderen sagte: „Die hätt' schön ersaufen können, wenn der Herr da nicht getaucht hätte!"

„Lebt sie? Um Gotteswillen! Lebt sie?" brüllte jemand in Gerts Ohr. Das Boot stieß auf den Sand. Hundert Hände streckten sich aus. Fremde Menschen klopften Gert auf die Schulter, daß es klatschte auf dem vollgesogenen Hemd. Ein umfangreicher, schnaubender Herr, dem die Tränen über die feisten Backen liefen, stand plötzlich vor ihm, preßte ihn an sich und schrie: „Was kann ich für Sie tun? Verlangen Sie, was Sie wollen! Ich bin der Vater —" Aber im nächsten Augenblick war er schon wieder bei einer Gruppe von Herren und Damen, die Kognak in Gläschen gossen und dem ganz in Bademäntel gehüllten, lachenden Mädchen anboten. „Trink doch! Ich bitte dich, trink!" schrie er aufgeregt, und die blasse, junge Dame kippte mit einer lustigen Gebärde ein kleines Glas. Gleich darauf kam er zurück, packte Gert an der Hand, zog ihn zur Geretteten. „Roswitha!" rief er, „Roswitha! Hast du dich bedankt bei deinem Lebensretter? Hast du ihm schon die Hand gegeben?" und Gert fühlte wie im Traum eine schmale, kalte Mädchenhand in der seinen, sah in zwei kühle, hellblaue Augen, die ihn prüfend musterten.

Und da erschrak er auf einmal bis in seine Seele.

„Mein Faltboot!" schrie er auf, wollte zum Fluß. Aber ein einziger Blick sagte ihm, daß sein leichtes Boot vom Stromstrich längst hinweggeführt worden war, auf Nimmerwiedersehen!

„Was Faltboot!" rief der Vater. „Zehn Faltboote, zwanzig sollen Sie haben. Lassen Sie das Boot schwimmen, und jetzt kommen Sie, nehmen Sie meinen Wagen, fahren Sie nach Hause und kleiden Sie sich um. Das wäre noch schöner, wenn Sie zur Belohnung einen Schnupfen bekämen. Um sechs Uhr kommen Sie zu uns zum Speisen. Da sprechen wir weiter! Roswitha, sag' deinem Lebensretter adieu! Er kommt zum Diner. Es ist dir doch recht? Ja! Was sind Sie, junger Herr? Student? No, da werden Sie noch nicht viel im Auto gefahren sein, hahaha! Und jetzt vorwärts, marsch! Geben Sie eine Decke auf die Polster, daß das Leder nicht ruiniert wird," sagte er zum Fahrer.

Halbbetäubt fiel Gert auf den bequemen Sitz. Ein schwaches „Hoch!" wurde ihm nachgerufen, der Wagen fuhr an. Es war kalt im sausenden Wind der Fahrt, aber er fühlte es kaum. Das Geräusch des Wagens barg eine Melodie, sang in brausenden Akkorden, und im Herzen war eine Flamme aufgegangen, die brannte vor einem Bild, einem Mädchenbild mit goldroten Haaren. — Das alles war vielleicht gar nicht wahr. Vielleicht lag sein Körper irgendwo und schlief. Er bog mit der rechten Hand den kleinen Finger der Linken, daß es weh tat. — Nein, er war wach, er hatte das schöne Mädchen gerettet. Sie war sicherlich das schönste Mädchen auf dieser Welt. Nirgendwo gab es ihresgleichen.

„Wohin?" fragte der Fahrer kurz, indem er sich umwandte. Gert nannte die Vorstadtgasse, die Hausnummer.

„Bitt' schön — um dreiviertel sechs komm' ich den Herrn abholen!" sagte der Mann am Steuerrad und zog die Mütze.

Im Hause war es still. Langsam stieg Gert mit bloßen Füßen die Treppe hinauf, öffnete die Tür seines Zimmers. Es war noch nicht aufgeräumt, die Wirtin war wohl auch über Land gegangen. Da lag die Preisliste der Firma, die ihm das Faltboot geliefert hatte. Das Faltboot, das nun allein seine erste Fahrt den großen Strom hinunter machte, allein die schöne Ferienreise angetreten hatte, die er, Gert Eisenlohr, geplant hatte. Wenn er nun wohl auch wieder ein Faltboot bekam ,es war ja doch nicht mehr dasselbe wie das, das er heute früh so zärtlich zu Wasser gebracht hatte, nicht mehr das so lange ersehnte, erdarbte Faltboot, das er nach langem Prüfen und Wählen sich ausgesucht hatte. Und dann fiel ihm ein, daß sein Rock und die Brieftasche mit dem Rest des Monatsgeldes, mit Erkennungskarten und Ausweisen zu ermäßigter Fahrt auch auf Reisen gegangen waren, und daß er nun für mehrere Tage völlig mittellos sei. — Und die Schuhe, ja die Schuhe, die waren auch dahin.

Seufzend zog er die feuchten Kleider aus, musterte den kläglichen Inhalt seiner Schränke. Es nützte nichts. Er mußte zum Essen den dicken, dunklen Winteranzug nehmen. Der Rock glänzte an den Ellbogen, der untere Rand des Beinkleides mußte mit der Schere von unschönen Fransen befreit werden. Es war nur ein frisches Hemd da, gelblich mit violetten Streifen. Vornehm sah er nicht aus.

Aber als er fertig war, vergönnte er sich eine von den wenigen Zigaretten, lehnte sich im Stuhl zurück und schloß die Augen. Das Gesicht Roswithas zeigte sich sogleich, ein wenig bleich. goldumsäumt und lächelte ihm zu. Der kleine Mund bildete unhörbare, zärtliche Worte, wölbte sich zum Kusse. „Du Süßeste, Schönste!" flüsterte er, sprang dann auf und holte die alte Laute aus der Ecke. Sie hatte nur mehr vier Saiten. aber sie klangen, schwirrten geheimnisvoll. Ein altes dithmarsisches Lied fiel ihm ein, der „Trümmeken Tanz", das Lied von der schönen Goldschmiedstochter:

Wir wollen nicht Met, wir wollen nicht Wein,
Wir wollen nicht Lieder zum Ruhme,
Wir geben wohl unser Leben drein
Um die adlige Rosenblume.

Eine Hupe klang drunten. Er schrak auf, die Laute fiel klingend und eine der vier Saiten riß mit gellem Laut. Er lief zum Fenster. Da stand unten der Wagen, der ihn gebracht hatte und der Fahrer winkte herauf. Er fand es wohl nicht der Mühe wert, ihn anders zu verständigen.

„Schlüter" las er am Gitter der Villa, vor der der Wagen hielt. Roswitha Schlüter hieß sie also.

Ein Diener in dunkler Livree führte ihn in den Salon.

Ein paar Herren mit weißleuchtender Hemdbrust und Seidenaufschlägen standen zögernd auf. Damen unterbrachen ein lebhaftes Gespräch und sahen ihn neugierig wohlwollend an. Blicke senkten sich auf seine ausgetretenen Schuhe, streiften das violettgelbe Hemd.

Da rauschte es auf ihn zu, schwarzseiden, mit weißen Scheiteln, ein gestieltes Glas hob sich, durch das ihn zwei dunkle, kluge Augen musterten: „Sie sind also der brave, junge Mann, der meine Tochter aus einer peinlichen Lage befreite. Ich danke Ihnen!" eine magere, weiße Hand mit funkelnden Ringen streckte sich ihm zum Kusse entgegen. „Setzen Sie sich doch!"

Alle fragten ihn. Was er studiere, ob seine Eltern noch lebten, von wo er sei. Ob ihm das unfreiwillige Bad nicht geschadet habe. Nun, die Sache sei ja nicht so schlimm gewesen, wie es anfangs ausgesehen, aber immerhin. Wenn auch Fräulein Roswitha als vorzügliche Schwimmerin gewiß nicht in ernstlicher Gefahr gewesen sei, war es für sie doch sicherlich angenehmer, so rasch erlöst worden zu sein.

Nun, was wußten die! Waren sie mit offenen Augen in der schauerlich grünen Dämmerung der Tiefe gewesen, hatten sie die erkaltenden Glieder aus der tödlichen Fessel des heimtückischen Netzes losgerissen mit eigener, letzter Kraft? War es überhaupt der Mühe wert, ihnen zu antworten? Aber das mußte man wohl. Die Artigkeit gebot es.

Er sagte, es freue ihn so sehr, daß er dem Fräulein einen Dienst habe erweisen können. Es sei ja wohl nicht der Rede wert, aber dennoch, es mach ihn stolz. Kam sie denn noch nicht, um alle diese Schwatzmäuler Lügen zu strafen, laut zu

verkünden, daß dieser unscheinbare Student da, Gert Eisenlohr, ihr das Leben gerettet hatte!

Ach, sie kam. Kam mit dem Vater eben zur Tür herein. Ein Stimmgewirr erhob sich. Man umringte sie. „Ein Teufelsmädel!“ sagte der Vater und sah sich stolz im Kreise um. Und dabei erblickte er Gert, der ganz allein abseits stand.

„Wir sprechen uns noch, wir sprechen uns noch, junger Mann!“ rief er laut und streckte Daumen und Zeigefinger in die Westentasche. „Aber erst wollen wir essen!“

„Ach, da sind Sie ja!“ sagte Roswitha und lächelte. Sie trug ein herrliches meergrünes Kleid und ihre Haut war wie Samt. „Haben Sie sich schon von dem Spaß erholt? Ich fühle mich wie neugeboren.“

Gert verneigte sich stumm. Etwas Kaltes war über sein Herz gegangen. Wie? Das war alles, was sie ihm zu sagen hatte? Aber vielleicht war es nur der fremden Menschen wegen, die im Zimmer waren? Ihre Augen blickten so kalt, fast feindselig. Nein, das war Unsinn. Konnte man jemanden Feind sein, der — was sie auch sagten — der einem das Leben bewahrt hatte?

Er kannte die Sitten dieser Welt, in die er geraten war, nicht. Aber es kam ihm doch seltsam vor, daß man ihn zwischen zwei alte Fräulein setzte, deren eine, wie er bald wahrnahm, die Erzieherin Roswithas war. Es deuchte ihm, als wäre sein Platz richtiger an der Seite des schönen Mädchens gewesen. Die Bitterkeit des Armen stieg in ihm auf, der wegen äußerlicher Dinge Geringschätzung zu verspüren meint. Und während er auf die Fragen der redseligen Frauen an seiner Seite einsilbige, gequälte Antworten gab, horchte er nach der Spitze der Tafel hin, wo Roswitha zwischen zwei vornehm aussehenden Herren saß, und mühte sich zu hören, was sie sprach. Aber das Geschnatter, das unaufhörlich um ihn war, hinderte ihn. Die Wahl unter dem Vielerlei der Eßgerätschaften, das ängstliche Beobachten, wie andere es machten, und wie die unbekannten Speisen zu behandeln waren, peinigte ihn. Aber einmal traf ein Satz sein Ohr, ein Satz, den eine Mädchenstimme sprach, deren Klang er aus allem Stimmengewirr erkannte: „Gerade als ich mich aus dem Zeug losgemacht hatte und auftauchen wollte, faßte er mich am Arm.“ — Einer der Herren lachte: „Das war gar nicht so dumm von ihm.“ — Aber sie erschraken und schwiegen, als sie seinem aufflammenden Blick begegneten. Das tat weher als alles bisher.

Nach dem Essen faßte jemand seinen Arm. Gereizt, wie er war, fuhr er herum und blickte in das heiße, gerötete Gesicht des Vaters.

„Nur nicht erschrecken,“ lachte der. „Ein bißchen nervös, wie? Kommen Sie mit mir. — Jean, Kaffee und Schnäpse in mein Arbeitszimmer!“

Er zog den Sprachlosen durch einen schmalen Gang, klinkte eine Tür auf. Eine Lampe glühte auf. Der Raum war sehr einfach. Ein Riesenschreibtisch, Regale an den Wänden. Landkarten, Tabellen.

„Nehmen Sie Platz!“ sagte Schlüter und rückte Gert in den Stuhl neben dem Schreibtisch. Ein Schlüsselbund rasselte. „Wir wollen jetzt kalten Blutes die Sache besprechen. In der ersten Aufwallung — nicht wahr? — neigt man leicht zu Übertreibungen. Nicht, daß ich Ihnen nicht außerordentlich verpflichtet wäre. Glauben Sie das ja nicht. Aber meine Tochter wünscht, daß wir — hm — daß wir die Sache mit der Lebensrettung fallen lassen. Tja. Wenn es auch im ersten Moment so aussah. Na, Sie konnten ja allerdings nicht wissen, daß Roswitha eine phänomenale Schwimmerin ist und sich eigentlich schon losgemacht hatte. Ach, sehen Sie mich doch nicht so entgeistert an! Ihr Verdienst wird ja in keiner Weise geschmälert. Davon kann nicht die Rede sein. Nein, so sind wir nicht, hähähä! Aber um kurz zu sein: Roswitha stellt durch mich die Bitte an Sie, die Angelegenheit, falls Sie je darüber sprechen sollten, nicht aufzubauschen. Junge Leute tun das gern, nicht wahr? Ist auch begreiflich. Wir bleiben also dabei: Sie wollten Roswitha, die immerhin in Gefahr war, zu Hilfe eilen. Inzwischen war es ihr gelungen, sich selbst zu befreien. Ihr Ritterdienst bleibt dadurch ungeschmälert. Roswitha ist nun einmal so; ein stolzer Charakter, wissen Sie. Es ist ihr unerträglich, jemand dankbar sein zu sollen. Na, und in dem Fall hat sie ja eigentlich recht. Also einverstanden?“

Gert Eisenlohr saß wie gelähmt. Er wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm, versagte ihm, wie sie Träumenden in einem bösen Alp versagt. Das war doch — das —

„Nun zum Geschäftlichen. Aber erst eine Zigarette! Nein? Nichtraucher? Da sparen Sie viel Geld. Sie sagten etwas, wenn ich mich recht entsinne, von einem Boot. Von Ihrem Boot, das bei Ihrem schönen Eifer natürlich verloren ging. Nicht? Da — nehmen Sie! Sehen Sie's aber erst zu Hause an — ich glaube, Sie werden mehr als zufrieden sein. Roswitha selbst hat die Summe bestimmt, nobel wie immer. Da bleibt dem Papa nichts übrig, als zu berappen. Hahaha! Sie können mit ihr zufrieden sein!“

Gert sah den großen, weißen Umschlag, den ihm die fette, beringte Hand entgegenhielt. Dieser Umschlag brachte ihn zur Besinnung. Langsam stand er auf. Seine Knie zitterten, seine Hand hielt die Stuhllehne fest, fühlte deutlich vierkantige Metallknöpfe, die den Überzug befestigten.

„Ihre Tochter kann unbesorgt sein,“ sagte er heiser, „und Sie ebenfalls. Wollen Sie mir, bitte, den Ausgang zeigen?“

Und da der Dicke ihn völlig entgeistert anstarrte, ging er der Türe zu und eilte den Gang hinunter.

Gerade als er seinen Hut nahm, erreichte ihn Schlüter atemlos, streckte ihm den weißen Umschlag hin. „Sie vergessen“ —, ächzte er, „Sie haben Anspruch.“ —

Gert nahm ihm den Umschlag aus der Hand und warf ihn auf den Boden, daß die Geldscheine herausfielen.

„Oho!“ Das Gesicht des Mannes färbte sich dunkelrot. „Junger Mann!“ —

Aber der Student stieg schon die Treppe hinunter, machte sich selbst die Türe auf und ging über den Kies des Gartens.

„Seien Sie doch vernünftig,“ klang es hinter ihm drein.

Er rannte die Villenstraße hinunter, bog um die Ecke, lief weiter und fand sich endlich im Dunkel einer öffentlichen Anlage.

Dort setzte er sich auf eine versteckte Bank. Der volle Mond sah mit seinem feisten, gleichgültig-leeren Gesicht auf ihn herunter, eine blinzelnde Laterne warf zackige Blätterschatten auf den Weg zu seinen Füßen. Und plötzlich mußte er lachen. Aber mitten in dem bösen Gelächter rannen ihm unaufhörlich die Tränen über die Wangen. Vielleicht war es das Faltboot, um das er weinte, vielleicht preßte er sein Herz, daß nun wieder schwere Tage äußerster Not vor ihm lagen. Oder tat es so weh, daß die reine Flamme in ihm erloschen war, die Flamme, die vor einem süßen Mädchenbild gebrannt hatte wie das einsame Licht in einer verschlossenen Kirche — ?

Sprüche zur Ernte.

Der Sä'nden Herz ist schwer von Müh' und Sorgen;
Wie ruhig schlafen sie am Erntemorgen!
(A. d. Persischen.)

*

Wer in der Ernte schläft, wird zuschanden.
(Sprüche Salomonis.)

*

Nur wer gesät, wird eine Ernte haben.
(A. d. Persischen.)

*

Aber nicht alle, die säen, werden ernten können.
(Sprichwort.)

*

Es sät der Mensch; doch ob den Saaten wacht,
Still eine dunkle, rätselhafte Macht.
(Anastasius Grün.)

*

Ernten ist beschwerlicher als das Säen.
(Nach Goethe.)

*

Lobe die Ernte nicht, bevor du sie nicht in die Scheune gebracht hast.

*

Die Ernte hängt mehr ab vom Jahr
Als vom Acker und des Pfluges Schar.

*

Wenn die Ernte eingefahren ist, lesen die Bettler auf den Stoppeln.

*

Wer in der Ernte nicht hilft schneiden,
Muß im Winter Hunger leiden.

*

Und wer zur Ernte schläft, wird im Winter aufwachen.

*

Wie die Ernte mit faulen Schnittern,
Sind wir versehen mit Fürbittern.
(Aus dem späten Mittelalter.)

*

Doch goldenes Korn und Erntesegen,
Reift nur heran bei Sonnenlicht.
(Fontane.)

*

Solange die Erde stehet, soll nicht aufhören Same und Ernte! (1. Mos. Kap. 8.)

Hans Runge.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.